

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

12) Von Maria Konopnicka.

Hanka fuhr empor und blieb auf dem Lager sitzen. An der Thür ward Geschrei, Weinen und ein heftiges Mütteln und Zerrn vernehmbar. Sie biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste. Es schien ihr, daß man sie schon an den Waschkrog schleppte, und daß sie sich zur Wehre setzen müßte . . . müßte . . .

Plötzlich sprang der Niegel zurück, und Walera, die in die Kammer mit Gewalt hineingestoßen wurde, stürzte sich mit wilder Wut auf die Thür und stieß heftige Schimpfreden aus auf die Wächter, bis endlich der Schlüssel am Schloß umgedreht war und die Schritte der Wächter verhallten. Sofort war Walera beruhigt, rieb sich die Augen, blickte umher, und als sie Hanka erkannte, sprang sie auf diese zu und fing an, zum Zeichen ihrer großen Freude die Schultern des kranken Mädchens mit der Faust zu bearbeiten.

Nachdem sie die Kranke durch diese Prozedur zum Bewußtsein gebracht hatte, warf sie sich neben sie auf das Stroh, und fing an, indem sie sich immerfort mit Flüchen und Lachen unterbrach, ihr ausführlich zu erzählen, wie sie gemeinsam mit Klisk abgefäht worden war. Sie war jedoch gar nicht betrübt über das Mißgeschick.

„Was können sie mir thun, diese Heidenjelen!“ schloß sie mit großer Lebhaftigkeit, „Arrest! . . . Das ist was! Als ob ich noch nicht wüßte, was ein Arrest ist! Und was ist denn das da für ein Arrest? Die Korbielakowa hat mir gesagt, daß hier eine Wand so durchfault ist, daß einer nur zu niesen braucht, damit alles in Stücke fliegt. Daß sie! . . .“

Sie spähte in den Winkeln umher.

„Was ist denn das? Haben die für mich kein Stroh gegeben?“

Sie stürzte zur Thür und fing an, mit den Fäusten auf sie loszuhämmern.

„Still!“ rief eine gedehnte Stimme von außen.

„Sei selber still, Du Zettklumpen!“ brauste Walera auf.

„Warum habt Ihr uns kein zweites Bünd Stroh gegeben? Geh! sofort und meld dem Herrn Bürgermeister, daß hier nur ein Bünd Stroh für zwei Personen da ist. Daß Euch alle die Pest . . .“

Sie schwieg eine Weile; dann ließ sie sich schlings bei der Thür zu Boden sinken, stützte das Haupt mit den Händen und fing an zu schluchzen. Als sie sich satt geweint hatte, ging sie nach dem Lager, warf sich quer darüber und eine Weile später ließ sie ein lautes Schnarchen vernehmen.

Hanka lag noch immer da, mit brennendem Gesicht und ausgedrehtem Halse, und ihr Blick stierte nach einem Winkel der Kammer. Zu diesem Blicke malte sich eine Angst, die beinahe an Maserei grenzte. Ihre geringen Hände umfaßten die Anie, ihren schwächtigen, mageren Leib schüttelte ein Schauer. Eine Stunde um die andre verfloß, und je mehr sich die Dämmerung ausbreitete, desto mehr Matten kamen aus den Löchern hervor, und machten pfeifend und zwitschernd Jagd auf die hier und da herumliegenden Strunke, die von dem früher hier aufbewahrten Kohl zurückgeblieben waren. Durch die Wand drang ein dumpfes Grrnzen. Walera schnarchte. Alle diese Geräusche, die das Schweben der schmutzigen Matten störten, hatten etwas Wiederwärtiges an sich und gemahnten seltsamerweise an das Geräusch, das Würmer verursachen, wenn sie einen Leichnam zernagen. . . .

Hanka gab sich Mühe, über ihre Lage nachzudenken. Diese Thätigkeit war ihr niemals leicht gewesen, aber jetzt kostete sie ihr doppelte Anstrengung. Aber sie dachte nach.

. . . Drei Tage schon saß sie im Kerker. . . Das dritte Mal trocken jetzt die Matten aus ihren Löchern hervor, um Venne zu suchen. . . Und der Herr Sekretär hatte gesagt: Auf drei Tage ins Loch mit ihr! . . . Und dann? . . . Zum Waschen . . . in sein Haus. . .

Sie schüttelte sich vor Ekel.

. . . Wer hatte es ihr denn einmal gesagt, daß . . . aha, das hatte die Walera gesagt, zu der Korbielakowa . . .

Walera schläft . . . Wie die Schnarcht! . . . Aber hatte die Korbielakowa nicht gesagt, daß hier eine Wand ganz morsch wäre? . . .

Welches mochte wohl diese Wand sein? . . . Heilige Mutter Gottes, wie das im Kopf sauste und brauste! . . . Wenn doch nur wenigstens ein Brett . . .

Sie ließ die Hände sinken, stemmte sie auf das Strohlager und wollte sich erheben . . . Aber kaum hatte sie die Arme in die Höhe gezogen, als sie zurücklief.

Zum Waschen würde sie morgen keinesfalls gehen . . . Weder morgen, noch jemals . . . zu ihm würde sie niemals gehen. Und wenn die Erde sich unter ihren Füßen öffnen würde, — nie und nimmer.

„So wahr mir Gott helfe und alle Heiligen!“ . . .

Sie streckte die Hand aus, faßte den Wasserkrug und leerte ihn bis zur Neige.

Noch eine Stunde verfloß. Die Schlaflosigkeit plagte sie, das Fieber war etwas gewichen.

. . . Wenn es hier in Wahrheit eine morsche Wand giebt, so kann's nur jene sein, bei der das Faß steht . . . Sie hatte bei Tage bemerkt, daß dort ein Spalt war, durch den das Licht hereindrang.

„Heilige Mutter Gottes! . . . Wenn das wirklich . . .“

Noch hatte sie den Gedanken nicht vollendet, als sie sich, gleichsam durch eine fremde Kraft emporgetragen, erhob, und die Wand entlang tastend, zum Faße hinging, unterwegs die piepsenden Matten verschweigend.

Beim Faß angelangt, kramerte sie sich an dem oberen Rande fest, denn der Frost hatte schon wieder begonnen, sie zu schütteln, und so stand sie lange, mit den Zähnen klappernd. Im Kopf hatte sie ein Sausen, sie vergaß, wo sie sich befand, und wozu sie sich von dem Strohlager hierher geschleppt hatte. Aber instinktiv hielt sie sich unablässig fest und ihre Lippen bewegten sich in mechanischem Flüstern.

Endlich wurde sie ganz wach, preßte die Zähne aneinander, nahm alle ihre Kräfte zusammen und wollte mit Brust und Händen das Faß von der Stelle rühren. Aber das Faß gab nicht nach. Hanka fühlte mit der Hand hinein und fand, daß es beinahe bis oben mit Spreu angefüllt war. Sie bückte sich nieder und fing an, das Faß mit fieberhafter Eile zu leeren. Schweiß trat auf ihrer Stirn hervor, die Füße bebten unter ihr, aber der Spreuhaufen wuchs immer höher, und die Matten machten sich über ihn her, um darin zu wühlen. Endlich gab das Faß mit dumpfen Dröhnen nach, das bisher zurückgepreßte lose Brett sprang ab und legte eine größere Oeffnung frei. Hanka ließ sich nieder, und schwer atmend ruhte sie eine Weile aus. Dann erfaßte sie den Rand des Brettes und zog es mit aller Kraft nach innen. Sie ruhte aus und nahm die Arbeit wieder auf. Alle Anstrengung schien vergebens; aber Hanka ließ nicht nach. Ihre in das Holz gedrückten Nägel bluteten, durch die zusammengepreßten Zähne kam kein Laut, eine verzweifelte Energie belebte ihre Brust, die Nasenflügel zuckten, und ihr Atem ging pfeifend.

Endlich knackte das angefaulte Brett, einmal, das andre und das dritte Mal, bis es in der Mitte der Wand entzweispang und Hanka, die untere Hälfte in der Hand haltend, wie betäubt auf den Rücken fiel. Aber die in breitem Strom eindringende frische Luft ermunterte sie bald wieder. Sie erhob sich, trat auf die schlafende Genossin zu und bengte sich horchend über sie. Walera lag in tiefen Schlaf versunken und ließ nur ein gedehntes, wie ununterbrochene Senfer klingendes Schnarchen vernehmen. Hanka kniete an der Wand nieder und steckte den Kopf durch die Oeffnung. Ringsum war es dunkel und still. Das Mädchen blickte mit Anstrengung in die Finsternis, als wollte sie sie mit den Augen durchbohren. Dann schob sie sich ganz hinaus und von der andern Seite blieb sie mit klopfendem Herzen stehen, unsicher, welchen Weg sie einzuschlagen hätte. Da erinnerte sie sich plötzlich, daß sie auf dem Strohlager ein großes Tuch vergessen hatte. Sie schüttelte resigniert den Kopf und senkte, dann schlich sie sich in gebückter Haltung die Hinterwände der Wirtschaftsgebäude entlang, bis sie draußen anlangte. Hier stand eine Spindel, und die knarrte leise unter der Berührung Hankas. Dieses Knarren brachte ihr unvermittelt eine Erinnerung in den Sinn. Sie sekte die

Gaud in die Tasche, zog das große kupferne Zehngroschenstück hervor, das ihr der Herr Sekretär geschenkt, damit sie sich Schnaps kaufe, und legte es leise auf das Holzfäulchen hin.

Eine Weile noch war die winzige, querscheibenförmige Gestalt in der Dunkelheit sichtbar, dann tauchte sie in der Entfernung unter und verschwand . . .

V.

Es dunkelte. Ein kalter trüber Tag ging zur Neige, eine dicke Dämmerung sicherte hernieder. Schaaren von Arbeitern und Arbeiterinnen strömten aus den Fabriken der innern Stadt, und zerstreuten sich in kleine Häuflein, die immer winziger wurden, je mehr sie sich den ärmeren Stadtvierteln näherten. Das lärmende und unbestimmte Gemurmel der Unterhaltungen wurde immer schwächer und stiller, und man vernahm nur noch die Gespräche von Genossen, die demselben Ziel zustrebend noch eine Strecke zusammen gingen. Durch die Mitte der Straße marschierten Maurer mit ihren schweren Tritten, beladen mit ihrem Handwerkszeug, das sie auf den Schultern oder in den Händen trugen. Arbeiterinnen in weißen Leinwandkitteln, die Gesichter rot und gelb von dem Ziegelstaub, nahmen den Bürgersteig zu beiden Seiten in Anspruch.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Weshalb uns die Leoniden aufliegen ließen.

Im Jahre 1773 zitterte ganz Paris vor dem drohenden Weltuntergange, den eine unvorsichtige Zeitung infolge einer mißverständlichen Aeußerung Volandes angekündigt hatte. Alle Proteste des genannten Astronomen nützten nichts; das geängstigte Volk stimmte die Kirchen und namentlich die Weichstühle, um sich noch rechtzeitig ein Plätzchen im Himmel zu sichern. Besonders der beliebte Pfarrer Paré wurde von Weichstühlen derart überlaufen, daß er 18 Stunden täglich im Weichstuhle sitzen mußte. Man wird zugeben, daß dies an sich schon nicht zu des Lebens höchsten Wonne gehören kann; und nun gar erit den ganzen Tag nichts andres zu hören als die sich stets gleichbleibenden Sünden der alten Weiber! Kurz, man kann es dem armen Pfarrer nicht verdenken, wenn er in seiner Verzweiflung sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er die Kanzel bestieg und mit dem Brustton der Ueberzeugung ankündigte:

„Geliebte Christen! Es ist durchaus nicht nötig, daß Ihr Euch mit dem Weichen so sehr beeilet. Infolge eingetretener Hindernisse mußte der Weltuntergang um vierzehn Tage verschoben werden!“

Diese historische Reminiszenz stelle ich unserm Berliner Wetter-Anguren und Erdbeben-Garispex zur Verfügung, falls er Lust hätte, seine vorjährige Blamage weitzumachen. Er braucht nur seine orakelspendenden Lippen zu öffnen und urbi et orbi zu verkünden: „Infolge eingetretener Hindernisse mußte der von mir für den 13. November 1899 angesagte Weltuntergang um ein Jahr verschoben werden. Er findet bei günstiger Witterung am 13. November 1900, präcise 2 Uhr 35 Minuten morgens statt — falls nicht abermals ein unerwartetes Hindernis eintritt!“

Den letzten Nachsatz mußte er vorsichtshalber jedenfalls beifügen; denn wenn auch bei der bekannsten Leichtgläubigkeit des Volks nicht zu bezweifeln steht, daß es selbst nach wiederholten Auffigern sein Vertrauen in die „kritischen“ Prophezeiungen des fraglichen Unglücksrabens verliere, so erfordert es doch die Klugheit, sich ein Hintertürchen offen zu lassen.

Aber da bin ich wieder einmal ins Plandern gekommen und habe überhört, wie mich ein ungeduldiger Leser schon mehrmals — verstärkt durch sanfte Rippenstöße — erinnert hat: „Aber Sie wollten uns doch erzählen, weshalb uns die Leoniden aufliegen ließen! — Oder sind Sie vielleicht nicht aufgefressen?“

Oh, aufgefressen sind wir Astronomen gerade so gut wie die Raten; denn, wie die um vollständig vorliegenden Nachrichten erselien lassen, war nirgends die Ausbeute an Leoniden nennenswert.

Daß in Indien nichts zu sehen war, ließ sich allerdings von vornherein erwarten; das große Fiasko in Amerika hingegen mußte ganz unerwartet kommen. Für Europa hatten wir ohnehin nicht zu große Erwartungen gehegt und gerade hier gab es einzelne Beobachter, die einige Duzend, ja selbst bis zu 200 Leoniden zu Gesicht bekamen — freilich in Anbetracht der erwarteten hielten Hunderttausende nur ein Tröpfchen! Immerhin dürfte es unsre Leser interessieren, zu erfahren, weshalb die Leoniden so respektlos waren, den Astronomen ein Schnippen zu schlagen. L. Downing hat sich der Mühe unterzogen, die Störungen zu berechnen, denen der Leoniden-Schwarm seit seiner letzten Erscheinung (im Jahre 1866) ausgesetzt war, und Stoneh ist dabei zu folgenden Schlüssen gekommen:

Das Ausbleiben der Leoniden kommt auf Rechnung der neuen Lage, in die ihre Bahn durch die außergerwöhnlichen Störungen

kam, denen der Hauptschwarm seit 1866 ausgesetzt war. Wir sind in der Lage, mit Genauigkeit zu verfolgen, was den Meteoriten zustieß, die jenem Teil des langen Juges angehören, durch den die Erde im Jahre 1866 ging. Dem verstorbenen Professor Adams, der mit Leverrier den Neptun errechnet hat, gelang es, festzustellen, wie damals Form, Lage und Größe der ungeheuren elliptischen Bahn waren, in der sich die Leoniden um die Sonne bewegten. Jedes dieser Meteore braucht $3\frac{1}{4}$ Jahre zur Vollendung dieses Umlaufs, welche Bahn wir die Adams'sche nennen wollen.

Nun erleidet aber die Bahn selbst beständig kleine Veränderungen in Form, Größe und Lage durch die störenden Kräfte, die die Meteore teils gegen die Planeten des Sonnensystems, teils gegen die Sonne selbst hinziehen. Glücklicherweise wurden die Veränderungen, die die Adams'sche Bahn in den letzten 33 Jahren erlitt, von den unter Downings Leitung arbeitenden Rechnern des „Nautical Almanac“ genau verfolgt und auf diese Weise herausgebracht, daß in diesem Zeitraum die Störungen ganz abnorme waren, hauptsächlich weil der mächtige Saturn den Meteoriten auf ihrem Ausmarich und der noch gewaltigere Jupiter bei ihrer Rückkehr sehr nahe kam. Aus diesen Berechnungen wissen wir nun vollkommen, was diesen Meteoriten zugestoßen ist. Obgleich die Aenderung ihrer Bahn eine bedeutende ist, kann sie doch in einer Zeichnung nicht veranschaulicht werden, weil diese viel zu umfangreich sein müßte. Dem zu diesem Zwecke müßte ein Papier von der Größe eines Haushores genommen und darauf eine Ellipse von 244 Centimeter Länge und 107 Centimeter Breite gezeichnet werden, nur um einen Maßstab von etwa 1:1200 Milliarden zu erzielen. Ein Punkt, 114 Millimeter oberhalb des untersten Teils der Ellipse würde dann die Stellung der Sonne kennzeichnen. Ziehen wir um diesen Punkt einen kleinen Kreis von der Größe eines Dessert-Tellers, so würde dies in jenem Maßstabe der Erdbahn entsprechen. In der Zeichnung würden natürlich die beiden Bahnen in derselben Ebene gezeichnet werden müssen, während sie in Wirklichkeit in zwei verschiedenen, sich schneidenden und unter einem Winkel von 16 Grad geneigten Ebenen liegen. Im Jahre 1866 schnitt die große elliptische Bahn unsre Erdbahn genau an einem Punkte: jenem, wo sich die Erde gerade am 14. November befand. Seither hat sich die Lage der Ellipse um eine Kleinigkeit geändert, die auf der Zeichnung nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Millimeter ausmachen würde, in Wirklichkeit aber einer Entfernung von über zwei Millionen Kilometern entspricht, so daß am 16. November 1899 um 6 Uhr morgens, als die Erde der Leonidenbahn am nächsten kam, deren nächster Punkt innerhalb der Erdbahn noch mehr als zwei Millionen Kilometer von der Erde entfernt blieb — also fünfsechshalbmal weiter als der Mond!

Auf diese Weise wissen wir also, daß der dichteste Teil des Hauptschwarms der Leoniden damals so weit von uns entfernt war. Nun wissen wir aber auch aus der Dauer dieses Hauptschwarms, daß er etwa 100 000 Kilometer dick ist; aber aus dynamischen Gründen mußte er bedeutend weiter sein, so daß wir hoffen, er werde mit seinem Ausläufer bis zur Erde reichen. Das Ausbleiben der Leoniden beweist uns nun, daß, wenn auch die Breite des Hauptstromes eine gewaltige sein muß, sie dennoch nicht so breit war, daß jener Punkt, von dem wir berechnet hatten, daß er 1866 von der Erde durchschnitten würde, diesmal bis zu uns gereicht hätte.

Aber da ist noch ein anderer interessanter Umstand zu erwähnen. Obgleich die Erde nicht in irgend bemerkenswertem Maße innerwärts des bandförmigen Stroms passierte, scheinen doch die in Downings Bericht angeführten Beobachtungen Anlaß zur Hoffnung zu geben, daß wir durch den äußersten äußeren Rand durchgegangen sind. Er erwähnt, daß eine Beobachter am frühen Morgen des 16. November ein nennenswertes Zahl Leoniden in einer Wollenkette gezählt hat. Wenn andre mehr begünstigte Beobachter diese Beobachtung bestätigen und die Stunde feststellen, zu der das Maximum stattfand, so wird das sehr lehrlich sein. Thatsächlich wußten wir aus dynamischen Betrachtungen, daß der Strom die erwähnte bandartige Form haben muß; wir wissen auch, daß vor 17 Jahrhunderten die Breite dieses Bandes in einer senkrechten Lage zur Erdbahn stand; wir wissen endlich, daß es seither durch Störungen um eine Kleinigkeit in retrograder Richtung abgerundet wurde; aber wir können den Betrag dieser Aenderung theoretisch nicht ermitteln. Doch können wir ihn durch Beobachtung bestimmen, wenn die Erde im November 1899 nahe dem Nande des Hauptstroms passierte und wenn die Zeit des Maximums der Fälle entsprechend festgesetzt wurde.

Wie steht es aber mit den Ansichten für dieses Jahr? Werden wir heuer glücklicher sein? Und wird der Weltuntergang wenigstens diesmal programmäßig stattfinden und dergestalt das 10. Jahrhundert würdig abschließen?

Leider muß gesagt werden, daß nach Downings Berechnung die Ansichten, die Leoniden 1900 zu sehen, noch schlechter sind, als sie 1899 gewesen waren. Denn jener Teil des Hauptstroms, der am 16. November 1899 die Erde auf eine Entfernung von über zwei Millionen Kilometer passierte, wird im November 1900 etwa 2 900 000 Kilometer weit entfernt bleiben, so daß also noch geringere Hoffnung auf ausgiebige Fälle vorhanden ist. Unter der Annahme, daß das oben erwähnte Band in der Richtung von der Sonne zur Erde liegt, wird das Maximum am 15. November 1900 um 3 Uhr nachmittags zu erwarten sein. Sollte jedoch, wie wir zu glauben Ursache haben, das Band geneigt sein, so würde der Schwarm früher eintreten, also in der Nacht vom 14. zum 15. November zu er-

warten sein. Letzteres wäre für Europa günstig, ersteres nur für Japan, Australien und Polynesien. Falls nicht die Verteilung der Meteoritenmasse um den dichtesten Teil des Schwarms an jenem Punkte der Bahn von jenem verschieden ist, den wir jüngst im November passierten, sind nur geringe Aussichten, von Leoniden so viel zu sehen wie 1899.

Ich habe im Vorjahre meiner Ansicht Anstand vertriehen, daß ich mir von dem Leoniden-Fall diesmal nicht viel verspreche. Ich folgerte dies aus dem Umstande, daß auch in den Vorjahren die Ansbente an Leoniden eine auffallend geringe war und in gar keinem Verhältnisse zu dem stand, was den Fällen von 1833 und 1866 vorausgegangen war. Nach den Ausführungen von Stoneh und Downing aber halte ich es ganz für aussichtslos, daß wir je wieder die Leoniden zu Gesicht bekommen (d. h. ihren Kern); es sei denn, ihre Bahn werde neuerdings durch Störungen derart verändert, daß wir wieder ihren Kern passieren oder daß der Schwarm selbst in mehrere Hauptgruppen von besonderer Dichtigkeit zerfällt, von denen wir, nachdem uns die eine entchlüpft ist, vielleicht eine andre kreuzen. Indes stehen diese beiden Hoffnungen auf sehr schwachen Füßen und wir können wohl für die Zukunft sagen: „Adieu, Leoniden!“

Unsre Weltuntergangs-Propheten müssen sich aber schon nach einem andern Popanz umschauen, denn mit den Leoniden werden sie künftighin selbst dem Furchtsamsten höchstens die Antwort ablocken: „Bange machen gilt nicht!“ —

Leo Brenner.

Kleines Feuilleton.

— Verfälschte Nahrungsmittel. Der „Köln. Volksztg.“ wird geschrieben: Durch die Fortschritte, welche die Chemie in den letzten 20-30 Jahren gemacht hat, besonders aber mit Zuhilfenahme des Mikroskops hat man so viele Fälschungen der Nahrungs- und Genußmittel nachweisen können, daß man es kaum für möglich halten sollte. Am meisten werden die Nahrungsmittel verfälscht, die entweder sehr viel verbraucht werden oder sich durch hohe Preise auszeichnen. Das Brot, welches in der Ernährung der Kulturvölker eine so große Rolle spielt, wird auf die verschiedenste Art verfälscht. Am meisten beliebt ist die Verfälschung durch Wasser, indem manche Bäcker den Teig zu naß amengen und das Wasser durch schnelles Baden in großer Hitze festhalten. Andre Bäcker machen sich die Sache noch einfacher, indem sie dem Brotteig gekochte und geriebene Kartoffeln beimengen. Gesundheitschädlich ist die Verfälschung des Brotes durch Alaun, welcher gebraucht wird, um dem aus schlechtem Mehl gebadenen Brote ein besseres Aussehen zu geben. Zu demselben Zweck setzten zur Zeit französische Bäcker dem Brotteig aufgelöstes Kupfervitriol zu, wodurch viele Menschen erkrankten. Die Milch findet wohl in jedem Haushalt vielfach Verwendung und ist die Hauptnahrung für Kinder und viele Kranke. Um die zu starke Verdünnung der Milch zu vermeiden, muß weiter gefälscht werden. Die Fälscher suchen die richtige Farbe und Dichte durch Zugabe von Stärkemehl, arabischem Gummi, ja sogar durch Seife zu erzielen. Die Butter bietet Gelegenheit zu den verschiedenartigsten Verfälschungen. Es werden hier alle möglichen billigen Fettsäuren und in neuerer Zeit besonders Margarine zugelegt. Von Vortheil ist es für die Fälscher, daß die Zugabe ziemlich schwer nachzuweisen sind und zu ihrer Feststellung eine unständliche chemische Analyse erforderlich ist. Das Färben der Butter mit Wöhrensaft kann kaum eine Fälschung genannt werden, da die Käufer manchmal auch dann gelbe Butter verlangen, wenn sie infolge der Fütterungs- und Witterungsverhältnisse eine weiße Farbe hat. Verzug ist dagegen wieder ein zu hoher Wassergehalt der Butter. Der Käse bleibt natürlich nicht unversehrt. Manche Fabrikanten füllen in die Wottiche hinein, was sich eben auflösen läßt. Kleine Kartoffeln, minderwertige, sogar verdorbene Milch, Minderblut und ähnliche Stoffe bilden bei der Verfälschung eine Hauptrolle. Der Kaffee steht hoch im Preise und wird in großen Mengen gebraucht, zwei Eigenschaften, die den Fälscher förmlich anlocken. Am meisten verfälscht werden die Arten, die schon gemahlen und zerkleinert in den Handel kommen. Da wird alles hineingemahlen, was sich eben schwarz oder braun färben läßt, es sei nun Baumrinde, Ofenschlacke oder gebrannte Thonerde. Ganze Kaffeebohnen werden aus Cichorienwurzel und andren lederen Sachen mit einem Bindemittel künstlich gepreßt. Noch vor ein paar Jahren wurde bekannt, daß eine österreichische Fabrik Kaffeebohnen aus Sägemehl, Kaffeeisatz und gemahlenem Kaffee mit einem Bindemittel fabrizierte und diese Sorte nach Rußland und Polen rein, nach andren Ländern in Mischung verkaufte. Ungeröstete Kaffeebohnen werden in täuschender Weise aus Roggenmehl gepreßt, welches zuerst auf nassem Wege seines natürlichen Geruchs entleidet und mit dem nötigen Aroma und einem Bindemittel versehen wurde. Diese Bohnen lösen sich jedoch bei längerem Liegen in lauwarmem Wasser auf. Der Thee wird derart verfälscht, daß gewöhnliche Stierbläse selten eine ganz reine Probe zu Gesicht bekommen. Schon durch einfaches Aufweichen und Ausbreiten der einzelnen Blättchen lassen sich eine ganze Anzahl europäischer Pflanzen nachweisen, darunter am meisten Erdbeer- und Lindenblätter. Aber selbst, wenn sich nur richtige Theeblätter vorfinden sollten, so ist doch keineswegs ein Betrug ausgeschlossen, da

die Chinesen (auch in England soll eine derartige Fabrik entdeckt worden sein) die Kunst verstehen, die bereits abgebrühten Theeblätter künstlich zu trocknen und ihnen das Aussehen von frischen zu geben. Geschmack und Farbe wird durch besondere Weizen erzielt. Chokolade und Kakao müssen umso mehr bluten, je mehr ihr Verbrauch steigt. Unterjuchte Sorten bestanden aus Hammelfett, schlechtem Zucker und den Hülsen von Kakaobohnen. Andre Sorten wiesen sogar Sägemehl, Kartoffelmehl und Erde, ausländische Urten zeigten einen starken Zusatz von Oker. Der Honig wird um so stärker verfälscht, je schlechtere Biennjahre und je höher die Preise sind. Er wird verdünnt und vermischt. Vermischt wird er mit Syrup, Malzextrakt und Wasser. Erscheint er zu dünn, so wird durch Zugaben von Mehl und Stärke die richtige Dichte wieder hergestellt. Die geistigen Getränke kommen natürlich nicht besser fort. Mancher Ballwein enthält auch keine Spur von Traubensaft, und von den massenhaft verkauften Rheinweinen hat der größte Teil den schönen Rhein niemals gesehen. Unterjuchter Rotwein bestand aus einem Auszuge von Pfaffen, Mangoldwurzeln und Himbeerast, und Madeira aus Rosinen, Liqueur und Regenwasser. Auch die Kartoffel spielt eine große Rolle. Da wird Kartoffelsirup in Wasser gelöst, mit Hefe angemengt und zur Gärung gebracht. Farbe und Geruch sind durch besondere Zusätze leicht zu erzielen. Weinsäure wird durch einen Zusatz von Cremor tartari hergestellt. Die Bierverfälschung wird womöglich noch unpassender betrieben. Durch Untersuchung der Mischstände wurden als Zugaben bezw. Weismischungen festgestellt: Cichorie, Fichtensprossen, Ingwer, Fieberklee, Wilskraut, Tollkirsche, Mohlköpfe, Opium, Paradieskörner, Buchsbau, Potasche, Eisenvitriol, Alaun, Säßholz, Weinsteinisatz, Kalk, Leinsamen und Pikrinsäure. Diese Zusätze sollen entweder die Herstellung billiger machen, über den geringen Gehalt hinwegtäuschen, oder das Bier schwer und betäubend machen, da viele Wirte einen Stolz darin setzen, ein recht schweres Bier zu halten. Die schöne Farbe der Mixed-Pickles wird manchmal durch Schwefelsäure und Kupferzusatz erzielt. So könnte man noch Hunderte von Sachen anführen. Essig wird verfälscht mit Schwefelsäure, Speise-Öel mit Fischthran usw. —

Musik.

Für die Eufaltung und für die geschichtliche Entwicklung des modernen Orchesters ist das „Requiem“, die „Große Totenmesse“ von Hector Berlioz seit seinem ersten Hervortreten (1837) als eines der wichtigsten Werke anerkannt. Es ist trotz seiner hohen Ansprüche seither mehrmals, auch in Berlin, aufgeführt worden, ohne freilich ein Repertoirestück zu werden. Am vorgestrigen Montag hat es unser Philharmonischer Chor unter Professor Siegfried Ochs wiedergebracht, mit der am Sonntag vorhergehenden öffentlichen Hauptprobe. Daß es inmitten einer Saison von mehr als 1000 Konzerten nicht den Eindruck machen konnte, den es in seinem von vornherein dazu gehörigen Rahmen — eben dem einer Totenmesse — oder wenigstens durch eine all dem Trübel entrückte Aufführung machen würde, ist wohl klar; doch auch so mußte sein Gegensatz gegen die Kleinwelt der alltäglichen Konzertprogramme mächtig wirken. Zunächst möchte man befürchten, daß seine Größe sich als eine Scheingröße erweisen würde, bestände sie nur eben in der Qualität der aufgebotenen Mittel. Allein gerade diesem Fall gegenüber belehrt uns das Werk, was eine großzügige Schöpfung ist. Die Erweiterung des Orchesters besteht hier nicht in einer Zuziehung von allerhand; auf manche Instrumente und Instrumentgruppierungen, ohne die heute ein solches Stück schwerlich komponiert werden würde, verzichtet der Schöpfer des Requiem. Vielmehr hat er aus der verhältnismäßig einfachen, nicht farbenbunten Zusammenstellung des Orchesters durch mächtvolle, je nach Bedarf sparsame und reichliche Benutzungen seiner Mittel wunderbare und doch nie gekünstelte Wirkungen erzielt. Dem Hauptorchester stehen in einzelnen Nummern, namentlich in dem berühmten „Tuba mirum“, vier kleinere Nebenorchester zur Seite, die nach den vier Himmelsgegenden (in der Philharmonie vielleicht zu nahe zusammengepackt) aufgestellt sind. Der 2-7-stimmige gemischte Chor war diesmal, mit anscheinend gegen 400 Personen, mächtig genug besetzt; das Orchester blieb dahinter und hinter den Vorschriften des Komponisten zum Teil zurück. Soviel ich sah und hörte, dürften es folgende Zahlen gewesen sein: 12 erste, 10 zweite Geigen, 8 Bratschen, 6 Celli, 6 (vorgezeichnet 18!) Kontrabässe; dann 4 Flöten, 2 Oboen, 2 Englischhörner, 4 (statt 8) Fagotte, 8 (statt 12) Hörner, 1 Kontrabaßtuba (statt Kontrabaß-Ophikleide), 8 Paar Pauken (mit erdbebenartiger Wirkung) und andre Schlaginstrumente; endlich ein Nordorchester von 4 Posauern, 4 Kornetten („Pistons“) und 2 Tuben, ein östliches und ein westliches von je 4 Trompeten und 4 Posauern und das domnendste, das südliche mit 4 Trompeten, 4 Posauern (2 davon anscheinend durch tiefere Trompeten ersetzt) und 4 Ophikleiden, die jetzt ohnehin regelmäßig durch Tuben vertreten sind. Zusammen etwa 113 Spieler. Der Posauenschall des jüngsten Gerichts, den diese Nebenorchester darstellen, ist in seiner Wirkung ganz einzig. Ich kam zuerst leider unmitttelbar neben eins von ihnen zu sitzen und hatte dadurch nicht unter Lärm, sondern vielmehr unter einer Abschwächung und Ungleichheit des Schalls zu leiden.

Was die Konzertegeber uns geboten haben, angefangen von dem sehr dankenswerten instruktiven Programmbüchlein bis zu den feinsten, eines Aufzählungsversuchs spottenden Chormiancen und dem von Paul Kallisch vorgetraenen Tenorsolo.

dem einzigen Solo des Ganzen, war ihres Könnens würdig — abgerechnet die erwähnte teilweise Magerkeit des Orchesters. Bei einem so sehr an den mannigfachen Schönheiten reichen Wert wirkt ein erstes Hören freilich mehr noch überraschend als zweites; eine nochmalige Aufführung wäre entschieden anzuraten. Ich selbst konnte nach dem Anhören der Probe mir den Versuch auch der Aufführung selber nicht versagen, allerdings in dem ausverkauften Saal zu einem Stehplatz gezwungen, der mich wegen weiter Entfernung das Ganze schwächer, aber mit gleichmäßiger Klangverteilung hören ließ. Aufschneidend darf jedoch aus beiden Eindrücken gefolgert werden, daß auf keinem Platz die Komposition sich so anhören werde, daß über einen rohen Effektlärm zu klagen wäre. Im übrigen konnte das zweite Hören das nach dem ersten Gesagte nur bestätigen und verstärken.

Was ich mir aber inmitten dieser zwei Eindrücke wegen der natürlichen Grenzen der Verarbeitungsfähigkeit versagen mußte, war das Konzert der dramatischen Sängerin Francesca in a Presto am Sonntagabend. Ein vertrauenswürdiges Verdict, den ich darüber erhielt, beginnt mit der Klage, daß das Programm leider ein ebenso typisches Durcheinander war, wie bei allen italienischen Größen. Indes hob auch hier wieder das Wie der Vorführung darüber hinaus. In jedem Lauf, jedem Triller, jeder Arie eine Wärme, ein Stück Seele: Man fühlte: gerade das paßt und nichts andres — ein Beweis für die Würdigkeit auch der Notatur. Die Stimme hat allerdings nicht jenen eigentümlichen Reiz wie die der Meibla, ist auch nicht so reich und schmiegsam, wohl aber, wenn man so sprechen darf, charaktervoll. Die Aussprache ist im Italienischen und Französischen schlechtthin musterhaft; man hört jeden Konsonanten, jeden Vokal; im Deutschen läßt die Aussprache manches zu wünschen übrig: das e am Ende müßte viel offener, das o geschlossener genommen werden. Störend war bei der sonst so vornehmen Sangesart der ebenso schlichten wie großen Presto das starke portamento am Ende einzelner Stellen, das immer noch „Made“ klingt. Die Künstlerin, die sich hier herzlicher Neigungen erfreut, erntete samt ihrem sehr geschickten Klavierbegleiter Günther Freudenberg den begreiflichen großen Beifall. — sz.

Kulturgeschichtliches.

c. Die Folter bei den alten Ägyptern. Die „Revue de l'Université de Bruxelles“ veröffentlicht jedoch Auszüge aus einer Arbeit des Juristen und Archäologen Jean Capart über das ägyptische Strafrecht. Besonders bemerkenswert sind darin die Ausführungen über die Rolle, die der Stod im Leben der alten Ägypter in der kassischen Zeit spielte, nicht etwa nur im gerichtlichen Verfahren, sondern auch in der Pädagogik. Die Folter wird vor der Eröffnung der Verhandlungen allen Angeklagten gegenüber angewendet, außerdem auch bei den Familienangehörigen eines verstorbenen Verbrechers, die an seiner Stelle verhört wurden. Die gewöhnlich zur Anwendung gelangende Folter ist die Bastonnade, die überhaupt eine der häufigsten Strafen des ägyptischen Strafrechts ist. Ehrenrührig wie bei uns konnte ihnen die Strafe bei der ungehörenden Rolle, die der Stod im alten Ägypten überhaupt spielte, kaum erscheinen. Die Denkmäler zeigen uns ebenso wie die schriftliche Ueberlieferung, ein wie ausgiebiger Gebrauch von ihm gemacht wurde. Der Schreiber Enna schreibt an seinen Lehrer: „Von früher Kindheit an war ich bei Dir, Du hast meinen Rücken geschlagen, Deine Lehren sind eingegangen in mein Ohr.“ Ein Pädagoge meint: „Der junge Mensch hat einen Rücken, er hört den, der ihn schlägt.“ „Das Ohr des jungen Menschen ist auf seinem Rücken,“ heißt es an anderer Stelle. Auf den ältesten Denkmälern finden sich Darstellungen der Bastonnade. Der Schuldige empfängt, auf dem Boden knieend oder ausgestreckt liegend, die Schläge, die ein Vertreter der Behörde ihm ausgiebig darreicht. Bei allen Darstellungen öffentlicher oder privater Arbeiten, beim Häuserbau wie bei der Feldarbeit, überall erscheint der mit einem Stod bewaffnete Aufseher. Eine Stelle in dem Dekret des Harmabi scheint anzuzeigen, daß die Zahl der Schläge für jeden Fall besonders festgesetzt wurde. Es heißt dort: „Das Urteil soll an ihm mit 100 Stodschlägen vollzogen werden, bis fünf Wunden sich geöffnet haben.“ Die Bastonnade wurde Zeugen und Angeklagten auf Hände und Füße verabreicht. Der Papyrus-Maler A. spricht den Zweck derselben deutlich aus: „Man gab ihnen die Bastonnade auf ihre Hände und ihre Füße, um ihnen ihr Verbrechen genau heimzugahlen.“ In den Protokollen findet sich gewöhnlich die Formel: „Der Dieb Resmonoutu wurde vorgeladen. Er wurde unter Anwendung der Bastonnade verhört, die Bastonnade wurde ihm auf Hände und Füße gegeben.“ Wenn der Angeklagte vor der Eröffnung der Verhandlung gestorben war, wird, wie erwähnt, ein Familienmitglied vorgeladen, an seiner Stelle zu antworten, und gleichfalls der Bastonnade unterworfen: „Der Priester Resnanon wurde wegen seines Vaters vorgeladen. Er wurde unter Anwendung der Bastonnade verhört. Man sagte zu ihm: „Sage uns, wie Dein Vater mit diesen Menschen kam, die seine Begleiter waren?“ Er antwortete: „Mein Vater war dort, das ist wahr, aber da ich damals erst ein Kind war, weiß ich nicht, wie er dies that.“ Er wurde von neuem peinlich verhört und sagte nun aus: „Ich sah den Arbeiter Ahulioser mit dem Wächter Roser, den

Zohn des Merwer, und den Arbeiter R. . . drei im ganzen. Ich sah sie genau. Es ist wahr, daß dieses Gold fortgeschleppt wurde, und ich kenne diese drei Menschen.“ Man gab ihm die Bastonnade und fragte noch einmal, er wiederholte: „Die drei Männer, ich sah sie genau.“ . . . Der Zeuge hat also zuerst nichts sagen wollen und seine Jugend vorgeschützt; eine zweite Bastonnade ruft aber seine Erinnerungen wach und er sagt gegen drei Männer aus; durch seine anfängliche Weigerung erschien jedoch seine Wahrhaftigkeit in verdächtigen Licht, und eine dritte Bastonnade erscheint notwendig, seine Erklärungen zu bestätigen. Dieses Verfahren wird wiederholt in den Protokollen angeführt, wenn der Angeklagte zuerst leugnete. Auch die Frauen werden der Bastonnade unterworfen und in derselben Weise verhört. Wahrscheinlich gab es bei diesem Verfahren verschiedene Grade; es wird in dem schon erwähnten Papyrus unterschieden zwischen der einfachen, der vollständigen und der schweren Bastonnade. Auch von andren Mitteln der Folter wird in den Papyri gesprochen, ohne daß sich aber etwas Genaueres darüber ermitteln ließe. So wird z. B. ein „Holztopf“ erwähnt, vielleicht war dies ein Halsring von Holz, mit dem der Kopf gepreßt wurde. Lulianos von Samosata, der um 130 n. Christi geboren ist und am Schluß seines Lebens in Aegypten lebte, erzählt in einer Geschichte von Dieben: „Einige von ihnen werden in dem Augenblick ergriffen, in dem sie einen Teil der gestohlenen Gegenstände verkaufen. Auf dem Made gefoltert, legen sie vollständige Geständnisse ab.“ Wenn diese Folter in Aegypten wirklich existiert hat, so kann es nur in späterer Zeit gewesen sein, und sie war sicher von Griechenland aus eingeführt. —

Humoristisches.

— Verschnappt. „Meine Freundin Olga sagte mir, Du hättest mich nur wegen meinem Vermögen geheiratet — ist das wahr?“
 „Ausim! Die Olga sagt das nur aus Aerger, weil sie sich auch so verheiratet hat!“ —
 — Abgeholfen. Mieter: „Denken Sie sich nur, Herr Wirt, in meiner Wohnung fällt der Kall von der Decke.“
 Wirt: „So, nun werden Sie doch endlich zufrieden sein; Sie haben sich ja so oft beklagt, die Decke wäre zu niedrig!“ —
 Bei Gelegenheit. Fremder (stehend): „Um Gotteswillen helfen Sie mir, Herr Doktor, ich habe eben im „Goldenen Löwen“ eine Nadel verschluckt, die in der Suppe lag!“
 Advokat: „Um, um, Arzt bin ich zwar nicht, der wohnt nebenan; aber deshalb sollen Sie doch nicht vergeblich gekommen sein. . . gegen den Wirt setzen wir gleich eine Klage auf wegen Körperverletzung!“ —

Notizen.

— Siegfried Wagners „Wärenhäuter“ wird im Berliner Opernhause am 16. März zum erstenmal in Scene gehen. Der Komponist nimmt an den Proben teil. —
 — Im Berliner Opernhause soll „Der Barbier von Bagdad“ von Cornelius Anfang April zur Aufführung gelangen. —
 — Der junge Johann Strauß wird mit einer Wiener Kapelle in der zweiten Hälfte des Mai eine Reihe von Konzerten in der Berliner „Philharmonie“ geben. —
 — Der Direktor des Stettiner Stadttheaters Goldberg hat infolge andauernder Zahlungsschwierigkeiten Konkurs angemeldet. —
 — Bei dem Preisanschreiben für die Dedengemälde im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg erhielt den zweiten Preis Professor Karl Marr-München. Der erste Preis konnte, wie die „Voss. Zig.“ erfährt, nicht vergeben werden. —
 — Die städtischen Körperschaften von Göttingen haben auf eine Anregung hin aus der Mitte des Bürgerwörterbuchs-Kollegiums aus Kämmereimitteln die Summe von 600 M. bereit gestellt, die als Grundstock für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren der „Göttinger Sieben“ bestimmt ist. —
 — Die Akademie der Wissenschaften in Paris wählte den Professor der Chemie an der Berliner Universität Emil Fischer zum korrespondierenden Mitgliede. —
 — Im Mai 1898 entdeckte Lorel, der damalige Direktor des ägyptischen Altertümer-Museums, in dem Grabe Amenophis' II. zehn Münzen, von denen er eine für die des Hethen Nuten (Amenophis IV.) erklärte. Maspero, der jetzige Museumsdirektor, hat diese zehn Münzen vor einiger Zeit nach Kairo schaffen lassen, und bei einer Prüfung durch die Ägyptologen Brugsch Bey, Doroßan und Eloff ist festgestellt worden, daß die genannte Münze in Wirklichkeit die Merenptahs ist, der für den Pharaos des „Auszugs der Kinder Israel“ gilt. —